

Berliner Familien-Zeitung



Ein Zeitroman von ALADAR SCHOPPLIN

Einzigberechtigte Liebesregung aus dem Ungarischen von Stefan S. Klein.

10. Fortsetzung. (Schlußwort vorbehalten.)

Johann Kitti hatte sich über Mizzi noch niemals dezent geäußert, wie jetzt, da sie mit ihrem Kästchen, in dem sie die Manufakturwaren trug, eintrat. Er konnte kaum abwarten, daß das Mädchen die Identifikation herausnehme und mit der Arbeit beginne.

„Na, Fräulein Mizzi, manifestieren Sie mich jetzt mit ganz besonderer Sorgfalt“, begann Johann Kitti mit einem schlaun Lächeln.

„Was ist denn los? Haben Sie vielleicht etwas Beforderes vor, Herr Kitti?“ fragte Fräulein Mizzi neugierig.

„Nun... mein Gott... nun ja... es ist was im Werben“, antwortete Kitti bescheiden. „Ich habe eine glänzende, vornehme Bekanntheit gemacht. Aristokratische Damen...“

„Habe eine Einladung in den Salon der Baronininnen Sandberg erhalten, ein für alle Mal.“

„Wirklich?“ fragte Mizzi. „Dann will ich Sie ganz bestimmt schon manifestieren... damit Ihre Mägel mit keine Schande machen. Aber wie ist das gekommen?“

„Wissen Sie, ich bin Mitglied eines Wohltätigkeitsvereins, der sehr viele Zwecke verfolgt und dessen Vorsitzende die Baronin Sandberg ist. Die Mitglieder sind fast ausschließlich Grafen, Barone, Bischöfe...“

„Mizzi war derart entsetzt, daß sie sogar im Manufakturladen innehielt.“

„Was somas?“ rief sie. „Herr Kitti, unser Johann Kitti! Ich kann mir vorstellen, wie Sie dort den Baronininnen und Grafinnen den Hof machen. Und die haben auch allen Grund, Sie gern zu haben.“

„Ich kann nicht leugnen, daß ich bei ihnen eine kleine Volkstümlichkeit und einiges Ansehen genieße.“

„Bei Ihren Manieren, Herr Kitti, ist das wirklich kein Wunder“, erklärte Mizzi. „Sie hatten ja auch schon früher Manieren wie ein Graf.“

„Johann Kitti widerstand dieser Gehässigkeit nicht. Er warden es noch erleben, daß sich eine Baronin oder Gräfin in Sie verliebt.“

Mizzi prophezeit hinzu, mit leiser, melancholischem Seufzen.

„Sachte, sachte, soweit sind wir noch nicht“, protestierte Johann Kitti sehr schwach. „Aber, wissen Sie, in der vornehmen Gesellschaft ist derlei nichts Ungehörliches... derlei galante Dekretur...“

„Wahrlich nicht“, meinte Fräulein Mizzi und warf auf Johann Kitti einen bewundernden Blick. „Dann rief sie aus: „Was soll Ihnen der Baumann nachyaden! Na, die Leute in der Pflauegasse werden staunen, wenn sie das erfahren!“

Johann Kitti erhob keinen Einspruch dagegen, daß sein Name in der Pflauegasse verbreitet werde. Als Mizzi mit dem Manufakturier fertig war und die Manufakturien im Kästchen verkauft hatte, sprach sie leise, schamvoll:

„Herr Kitti, ich hätte eine Bitte an Sie.“

„Was ist's denn, liebes Kind?“ erkundigte sich Johann Kitti mit gönnerhafter Großmut. „Sie ist schon im voraus gewährt.“

„Wenn Sie mit den Grafen, Baronen und Baronininnen so sehr befreundet sind und während des Gesprächs zufällig darauf die Rede kommen sollte, daß jemand eine Manufaktur braucht, so empfehlen Sie mich. Ich könnte sehr gut einige vornehme Kunden brauchen.“

Mizzi sagte dies so ängstlich, so zerkn, als fürchtete sie, mit ihren Worten Johann Kitti zu beleidigen.

„Aber selbstverständlich, selbstverständlich“, antwortete Johann Kitti. „Ich werde Sie empfehlen. Werde Ihnen so vornehme Kunden verschaffen, daß... Ich vergesse meine alten Bekannten aus der Pflauegasse nicht.“

Mizzi entfernte sich dankbar, das kleine Herz voll Aufregung. Sie konnte kaum erwarten, in der Pflauegasse das große Ereignis zu berichten. Denn sie bewunderte Johann Kitti, war ein bereitwilliger Helfer seines Ansehens, und hätte sich in der Pflauegasse mutig jedem entgegenstellen, der es wagte haben würde, Johann Kitti frische Eier zu verkaufen.

XI.

Im „Meapler Hof“ hingen keine Bekleidungs-Erbschätze oder andere Notizen ab. Und es ist auch nicht üblich, den „Meapler Hof“ mit erbebenem Kopfe zu betreten. Hier pflegten vielmehr Pärden hineinzufahren, die nicht für Monate oder Wochen Zimmer mieteten, sondern nur für Stunden. In letzter Zeit war das Hotel zum Teil für Notwohnungen beschlagnahmt worden. Stillstände wählten hier, sowie andere Obdachlose, denen die Wohnen anderswo kein Dach über dem Kopf zu verschaffen vermochte, lauter Leute, die sich schämten, an einem solchen Ort zu wohnen und auf

ihre Distanz nicht als Adresse drucken ließen: „Meapler Hof“. Und auch diese neuen Bewohner nahmen, obwohl sie hier ständig wohnten, die Gemächlichkeiten der Stundenpassanten an: sie kuschelten mit gefaltetem Kopf und aufgestelltem Kragen durchs Tor, wenn sie heimkamen, und gingen, wenn sie auf die Straße traten, so hinaus, als wären sie gar nicht aus dem Hotel.

Paul v. Dalaby ging stolz, voll Selbstbewußtsein durchs Tor des „Meapler Hof“. Er betrat das Hotel nicht als Bewohner, sondern als Besucher, und blieb mit der Ueberlegenheit des selbstbewußteren Menschen vor dem Portier stehen:

„Sind die Baronininnen Sandberg zu Hause?“

Der Portier, der mit geheimer Bitterkeit den Verfall des Hotels betrachtete, seitdem es von Leuten frequentiert wurde, die Monate hindurch nicht zahlten, blinzelte mit schlechter Poesie zurück, bis die Baronininnen Sandberg? Denn das vielleicht bedeutet, daß die beiden Baronininnen Herrenschaft zu empfangen beginnen, immer mehr Herren, und daher ins Hotel etwas Dreckel kommt, was für ihn ein bißchen Erregung bedeutet? Er antwortete bereitwillig, sie seien zu Hause, dritter Stock, vier vierzehn.

Paul v. Dalaby stieg mit gelassenen Schritten, ohne Geil, wie einer, der weiß, was er will, ins dritte Stockwerk hinauf und klopfte an die Nummer vierzehn. Eine Frauengimme, unverkennbar die Stimme der alten Baronin, rief: Herr im Zimmer, das so auszuf, wie die Zimmer der Hotels garnis aussähen, lag auf einer schmalen Chaiselongue die Baronin Irma und las die Zeitung, die alte Baronin aber rauchte aus einer vergilbten Papierpfeife eine Zigarre und klopfte Zeitung. Als Paul eintrat, setzte sich Baronin Irma auf, die alte Baronin dagegen nahm nicht einmal die Zigarre aus dem Munde, bis der Paul nur neugierig an. Man konnte sehen, daß Paul die beiden Damen in einem nicht gerade freundschaftlichen Gedankenaustausch fürte.

„Die Damen werden sich an mich vielleicht noch erinnern, ich hatte vorgestern bei meinem Freunde Johann Kitti die Ehre“, sprach Paul mit ruhiger Herabgenenheit.

„Ja, ja, gäh! Gott bei uns“, sagte Baronin Irma nicht gerade sehr aufrichtig. „Nehmen Sie Platz und teilen Sie uns mit, welchem Umstand wir das Vergnügen verdanken.“

Paul ließ sich auf den sich in einem erreglichen Zustand befindenden Hohlstuhl, der im Zimmer der einzigen seiner Art war. Er nahm der Baronin Irma gegenüber Platz und schenkte der alten Baronin vorläufig nicht die ihrem Range zukommende Beachtung.

„Ich möchte mit der Baronin gewisse diskrete Angelegenheiten besprechen“, sagte er.

„Ach“, antwortete Baronin Irma etwas beunruhigt und blinzelte ihre Mutter an, die jetzt im Stoppeln innehielt.

„Ich komme als Johann Kitti's Freund“, sagte Paul mit einer Betonung, die aus ihm doch ersehen konnte. „Sie belibien vielleicht zu wissen, daß sich der Junge meiner Obhut anvertraut hat. Infolge seiner mangelhaften Erziehung und seiner Ueberheblichkeit bedarf er meiner Hilfe, weil er sich sonst leicht lächerlich machen könnte und infolge

seiner beträchtlichen Vermögen der Gefahr ausgesetzt wäre, von gewissenlosen Abenteurern ausgebeutet zu werden.“

„Ich weiß noch immer nicht, was das mit mir zu tun hat“, antwortete die Baronin äußerst gemessen und vorichtig.

„Nun daran wird noch die Rede kommen, wenn die Baronin so gnädig sein will, mich anzuhören. Ich habe also die Rolle übernommen, selbstverständlich aus purer Gutmütigkeit, um in einer Person Johann Kitti's Erzieher, Sekretär und Vormund zu sein. Als solcher genieße ich Ihre vollkommenen Vertrauen, und ich kann sagen, daß er ohne meinen Rat keine einzige geringe oder bedeutsame Angelegenheit erledigt, insbesondere aber, wenn es sich um seine gesellschaftliche Position handelt. Meine Pflicht kommt ich als Göttermann gesellschaftlich noch und bin bestrebt, in allen ihn betreffenden Angelegenheiten genaue Erkundigungen einzuziehen.“

Die Entdeckung des Kofains

Zu den vielen Erfindungen der Naturgeschichte gehört auch die starke Ausbreitung des Mißbrauchs von Raufschiffen, wie Opium, Morphinum und Kofain. Besonders das Kofain ist in den letzten Jahren in fast allen Ländern erdreichend in Mode gekommen, und man kann den Götter der großen Städte die beherztesten Gestalten der „Kofain“ sehen, die mit zitternden Händen in längeren oder kürzeren Zwischenräumen eine „Pfeife“ des befelegenden Göttes nehmen.

Die Polizeibehörden aller Länder führen einen zähen Kampf gegen den Kofainismus, und sogar der Kaiserbund hat sich schon ausgesprochen mit der Bekämpfung der Raufschiffen. Es wäre aber falsch, den Gebrauch des Kofains als eine „Erregungsmittel“ unter Zeit zu betrachten.

Die narkotische Wirkung der Kofain-Pflanze, deren wirksamster Bestandteil das Kofain ist, wurde schon vor Hunderten von Jahren bekannt. Die Heimat der Kofain-Pflanze ist Südamerika, und eine Legende aus der Zeit des Interims in Peru (um 1000 v. Chr.) erzählt, wie die bezaubernde Kraft der Kofain-Pflanze entdeckt wurde.

Ein Pilger, der in Erfüllung eines Gelübdes nach einem entfernten heiligen Tempel wanderte, hatte sich für die lange Reise durch viele Schwierigkeiten nicht genügend mit Lebensmitteln versehen, und so lag er sich eines Tages am Ende seiner Kräfte. Nach jein Maultier konnte vor Erköpfung nicht mehr weiter. Mit dem Fallstrich des Braumens befiel er sich auf dem seltsamen Boden aus, um sein Ende zu erwarten. Als er nach langen Schweiß ermoachte, sah er plötzlich zu seinem größten Erstaunen, wie das Maultier die muntere Epränge machte. Das Tier taute die Wälder eines etwa meterhohen Strauchs mit gelblichgrünen Blättern. Er plüschte einige Blätter ab und nahm sie in den Mund; sie hatten einen angenehmen bitterlichen Geschmack. Nach kurzer Zeit fühlte ich bei dem Pilger die gleiche Wirkung wie bei dem Maultier ein: der Hunger verstand, und neuer Lebensmut erwachte in ihm. Er schlang sich in den Strauch und konnte glücklich das nicht mehr ferne Ziel erreichen.

Der wunderliche Strauch war die Kofain-Pflanze gewesen. R. A.

November

von Anton Schnack

Er ist der Monat der Dunkelheit. Die Nacht hängt tief in den Morgen und tief in den Nachmittags herein.

Womit soll ich die langen, unbeweglichen Abende ausfüllen? Die unendlichen und eindringlichen Nächte? Immer die kleine schwarze Seite von Goya in Frieden? Immer die müden und klugen Reden von Hans Peter Jakobson lesen? Verfallen ist man der Ragnie der Träume, die wie funkelnde Arabesken den schmalen Streifen des Tages umfließen. Verfallen ist man den Erinnerungen an den Sommer und an den Aufbruch der Reiten.

Auch das Traumbild wandert immer noch Süden, wo die Meerestüben unter Silber und Blau liegt und der rote Dögel im dreien Feigenbaum schlüft. Der Wind kommt warm und duftig über aus den Gärten der ewigen Reizen, die lächelnde und melancholische Frauen mit schmalen Händen pfücken.

Ein Ernoaden aus demen Exanumerien und du hörst den unermüdblichen Morgen an der Fenster rauchen. Er rauchste gelben, er wird auch morgen rauchen. Ein Blick aus den erkfindenen Schieiben und du siehst den Wald schwarzgrün und erstarrt im weißen Dampf der Regengüsse und der Nebel verfluten.

Es gibt Bücher, die November heißen. Wie erzählen von Qual, Trauer, Dämonen und tiefer Rührung. So gewaltig ergreift die Natur in dieser Zeit das menschliche Herz, daß es sich ein Symbol aus seinem Namen für die große Niedrigselbstigkeit macht.

Werde flamen in meinem Ohr auf, geschulte Worte aus Verfall und Verdammerung, hingelieferte, zitternde Worte, betört von Tränen und Wehklagen; in allen Ecken der Dächer hatte der November gelübt und mit seiner köstlichen Sprache die Erinnerungen an die Luft, die Blumen und die Kühe verdrängt und aufgehört. Es gibt Müll, die November ist, Nachtmusik aus der unteren Seele, die vor Kritik und Schmerz schwanken geworden ist, so daß der Herbst wie ein Weinen wurde, daß die Käufer einen bebenden und gemüllten Gesichtsfeld bekamen und die Melodie zu einem furchtbaren, trostlosen Gelächter wurde.

Es gibt Frauen, die November genannt sein könnten, da alles an ihnen Schwermut, Mühe und Schweigen ist. Ihr Blick geht an dir vorbei in ein Geheimnis, ihr Gesicht ist ein zerrissenes Mädchen, ihre Arme sind Verzweiflung, Schmerzgeladenheit und Rimmer.

Sie zu lieben ist nicht gut, denn unter den glühenden Käffen wird ein eisiger sein, der dich wie Verachtung und Mißgunst bis in die Vergesslichkeit trifft.

Es gibt Vögel, die November nicht; plötzlich rauchen Götterwälder aus den Hochfischen die die Fähigkeit der Raupenmutter. Schauer und wild ist ihr Geruch, heruntergedrückt an den Horizont schwimmen sie ins Ziellose auf der Flucht vor dem Winterwind, der schon in ihre Schwingen gerührt hat, es sind die Raben, die Aebendvögel, die Raab- und Waldvögel, Krähen mit finsternem Blick und grauem Schmel, von ihrem schreienden Geschrei erregt der Himmel, den sie entlang streifen und in den sie verloren gehen. Ihr schneidendes, trüges Geschrei erfüllt die luftlose Luft wie eine erbarungslote und hohle fanfarte: November, November... *

Sorgen verfallen der Schwermut. Aber manches ist da, das erfreut: der junge Wein gärt in den Fassern. Die Obstharmer liegt voll Mühe. Die Birnen quellen in den Schalen zu wunderbaren und saftiger Säbe aus. Die Äpfel bekommen Reifeheit und Aroma ins Fleisch. Die Jahreszeit der Gerte legt das erste, ledere Fett an, ihre Schenkel werden reif für die Wärme.

Was soll man tun? Man schläpft vom Zimmer zu Zimmer, von Stiege zu Stiege, von Gang zu Gang. Der Geruch des Schwermuts und der Septemberreife liegt in den Räumen. Von den Schwermuten her kommt der wilde Weisengruch des Feus, die Kraben bringen ihn in ihrem Feil mit ins Zimmer. Aus den Kellerlöchern steigt der beruhigende und schwere Geruch des rumtorenden und gärenden Woffes. In einem Zimmer hängt Büchel von Antifa, Pfefferminz, das geheimnisvolle Zimmer, wenn die sieben Zwinge aus der Lärhülfen wurden, es wäre nicht verwunderlich, und die Stadt zählt den Kindern, daß sie am Abend die Prinzessin Anspiegel mit glühendem Schuß und goldenen Krone hätte herausgehen sehen. *

Der Monat des Todes ist der November. Er ist den Gräbern geweiht, die unter Jureff, Berber, Heu, Stein und Bronze der ewigen Verewelung verfallen sind.

Auch ich muß es tun, das Grab des Vaters und der Geliebten zu schmücken. Ihre eingestrichen, nehmehjähigen Schultern hat der Tod getücht. Wie ein ißener Vogel vor einer dunklen, unbekanntem Ereignis verdammt, sie unter einem Blumenrain. Der Vater lächelte weiß und mit Müdigkeit ihm entgegen. Wo gingen sie hin?

End es Inseln, auf denen sie ruhen? End es Gekade voll Verwirrter und Kältegefühlen? End sie hinterhergehenden zu Erkennen, die wir nachts über den Wäldern sehen? Ach, die Phantasie ist unentwegt und voll poetischer Einfall. Wenn nun die mystische Seelen- und Lebenskraft der Dahingegangenen erlösen sich, wenn es sich ein einziges Geheimnis nur, nur da zu sein kurz furchig oder sechs Jahre, wenn sie nun nicht mehr sind als nur Erinnerung in uns, nicht mehr sind als nur ein verblüffendes und fremdes Traumbild, wobei die Geliebte einmal noch an meinem Gehe Hehen, den sie ins Ziellose und Unbekannte führt? Wird der Vater mit mir über die Wollen in ein herrliches Himmelreich wandern?

Dunkel ist das Geheimnis, und für den Norden ist es recht, die Totenfeier und die Totenerinnerung in den dunkelsten Monat zu legen. Aus meinen Kindertagen weiß ich es: am Allerheiligenfest gärbten wir viele kleine Kerzen und Lampen an der Wand Grabe, in den die Schwefel befragen lag. Aus der Ferne läuten es viele lebendiges Feuer, das aus dem Grabsteinen in den niederen Novemberhimmel zu fliegen schien. Woher kam diese Hitze? Sollte es heißen, heiße auf, uns nun fremdgewordene Seele wie diese Licht? Ich will es auch diesmal tun, mit Kränzen und Lichtern will ich die Erinnerung an die Toten befeuern.

Aber wer wird es für mich in meiner Novemberzeit tun? Die Geliebte liebt das tiefe Rot der Wollen. Der Vater verehrt das strenge und herbe Grün der Waldbäume. Wer wird über meinem Grab ein Licht anzünden? Und wer wird wissen, daß ich über alles die roten Vogelbeeren liebt?

Freitag, 24. November, abends 7 1/2 Uhr, Kofainfest, Kofainfest, Kofainfest (am nur wünschenswerten Entwidlungstheater).

Die Theaterkassiererin gibt für die Winterperiode 1925/26 ein mehrere Theater umfassen des Theatersprogramm heraus, das bei uns lebendiges, reichhaltiges und abwechslungsreiches Programm enthält. Die Theaterkassiererin gibt für die Winterperiode 1925/26 ein mehrere Theater umfassen des Theatersprogramm heraus, das bei uns lebendiges, reichhaltiges und abwechslungsreiches Programm enthält.

Neuauflage des Buches „Die Theaterkassiererin“ von Anton Schnack, das bei uns lebendiges, reichhaltiges und abwechslungsreiches Programm enthält.

Die Theaterkassiererin gibt für die Winterperiode 1925/26 ein mehrere Theater umfassen des Theatersprogramm heraus, das bei uns lebendiges, reichhaltiges und abwechslungsreiches Programm enthält.